

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Sue Hubbell

Leben auf dem Land

Aus dem Amerikanischen

von Barbara Heller

Mit einem Nachwort

von J. M. G. Le Clézio

Diogenes

Titel der 1986 bei Random House, Inc., New York,
erschienenen Originalausgabe:
›A Country Year. Living the Questions‹
Teile dieses Werkes wurden zuerst in den Zeitschriften
Country Journal, *Harper's Magazine*, *Missouri Conservationist*,
The New York Times und *Sports Illustrated* veröffentlicht
Copyright © 1983, 1984, 1985, 1986 by Sue Hubbell
Die deutsche Erstaussage erschien
2007 bei SchirmerGraf, München
Copyright © des Nachworts ›La dame aux abeilles‹
von J.M.G. Le Clézio by Éditions Gallimard, Paris 1988
Vorsatz: Honey Bee; Encyclopaedia Britannica/UG
Foto: Copyright © Getty Images
Covermotiv: Edward Hopper,
›Red Barn in Autumn Landscape‹, 1927

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2016
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
80/16/852/1
ISBN 978 3 257 06960 0



Der Fluss nördlich meiner Farm gehört zum Nationalpark, der Bach südlich davon liegt in der Obhut der Naturschutzbehörde des Staates Missouri, ich bin also von staatlichem Land umgeben. In meiner Besitzurkunde steht, die Farm sei zweiundvierzig Hektar groß, wahrscheinlich sind es aber nur etwas über sechsunddreißig. Das Land ist seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr vermessen worden, und wo die Grenzen verlaufen, lässt sich schwer sagen. Ein Ranger meinte, der Landvermesser damals müsse seine Linien in einer Kneipe gezogen haben.

Das Stück Land hier ist so schön, dass mir fast die Tränen kamen, als ich es vor zwölf Jahren zum ersten Mal sah, und noch heute geht es mir so. Deshalb hat es mich nie groß interessiert, wie viel Hektar es umfasst, wo die Grenzen verlaufen und wem genau was gehört. Doch was es für mich so schön und begehrenswert macht, hat wohl auch andere davon überzeugt, dass es sich um erstklassiges Land handelt, und sie betrachten sich ebenfalls als seine Eigentümer. Im Augenblick beispielsweise fühle ich mich hier ein bisschen wie ein Eindringling, denn ich habe festgestellt, dass ich mitten in einer Indigofinken-Enklave wohne. Wie Enklaven es so an sich haben, lebt es sich darin recht ver-

gnügt, nur sehe ich mich gezwungen, mir Gedanken über Besitzrechte zu machen.

Indigofinken sind kleine, aber energische Vögel. Sie wiegen sich in dem Glauben, alles ringsum gehöre ihnen, und es ist kaum möglich, diesen Besitzanspruch einfach zu ignorieren. Die Männchen – von leuchtendem, schimmern-dem Blau – sitzen auf den Zaunpfosten oder den Wacholderbäumen, die das Weideland vereinnahmt haben, überblicken von dort aus ihren Besitz und schmettern ihre Lieder. Verschlungene Melodien, die mich morgens aus dem Schlaf wecken. Sie singen den ganzen Tag, sogar mittags, wenn die anderen Vögel verstummt sind, denn sie haben uns Wichtiges mitzuteilen, vor allem, wer hier das Sagen hat. Die mattbraunen spatenähnlichen Weibchen und Jungvögel dagegen interessieren sich mehr fürs Fressen; sie halten sich eher in Bodennähe auf und suchen niedrige Sträucher und Gräser nach Samen und der einen oder anderen Raupe ab, aber auch sie wissen, was Sache ist. Als ich einmal am Rand der Wiese entlang nach Hause ging, stieß ich auf einen in seine Gesangsübungen vertieften jungen Indigofinken. Er hatte sich noch nicht so sichtbar zu postieren gewagt, wie sein Vater es getan hätte, aber er trällerte auf seinem kahlen Zweig unverdrossen seine Strophen, machte alles falsch und fing wieder von vorn an, so leise, dass ich ihn gar nicht gehört hätte, wenn ich nicht so nahe bei ihm gestanden hätte.

An einem anderen Tag entdeckte ich, dass der Wind die Hintertür meines Honighauses aufgeweht hatte und alle möglichen geflügelten Geschöpfe darin umherschwirrten, größtenteils Insekten. Doch auch ein halbwüchsiger Indi-

gofink hatte sich hierher verirrt und schlug auf der Suche nach einem Weg ins Freie mit seinen kleinen Flügeln gegen das Fliegenfenster. Ich nahm ihn vorsichtig in die Hände und strich ihm über den Nacken, um ihn zu beruhigen, merkte dann aber, dass sein Herz gar nicht angstvoll flatterte. Vielleicht war er so jung, dass er das Fürchten noch nicht gelernt hatte, aber ich stelle mir lieber vor, dass er wie der Rest seiner Sippe einfach zu keck und sich seiner Rechte zu bewusst war, um Angst zu haben. Er beäugte mich ärgerlich und pickte nach meinem riesigen Daumen, eine Aufforderung, ihn auf der Stelle loszulassen. Das tat ich natürlich und schaute ihm nach, wie er davonflog, ins hohe Gras hinter meinem Honighaus, wo eine Indigofinkenfamilie ihr Nest hatte.

Ja, sie halten sich für die Herren hier, und ich habe ihrer Selbstgewissheit nichts entgegenzusetzen als ein Stück Papier in meinen Unterlagen. Aber auch andere erheben Besitzansprüche, und vielleicht sollte ich erst eine Volkszählung durchführen, ehe ich irgendwelche Ansprüche anerkenne: Bussarde, die die Aufwinde über Fluss und Bach nutzen, Goldzeisige, wilde Truthähne, Schnäppertyrannen und Schwarzkehlachtschwalben. Das Filetstück aber – die Gegend um die Vogelfutterstelle – hat sich ein Kardinalpärchen gesichert. Ich habe Kassetten mit Vogelstimmen, und wenn ich sie abspiele, versuche ich den Kardinal zu überspringen, denn der derzeitige Bewohner bricht in frenetischen Reviergesang aus, wenn er seinen Rivalen hört, und sein bis dahin so schöner Tag ist ihm vergällt.

Und die Kojotin? Eine Zeitlang hat sie die Farm als ihren Besitz betrachtet, speziell den Hühnerhof. Sie war sich ihrer

Sache so sicher, dass sie einmal am helllichten Tag ansparziert kam und sich den robusten alten Hahn schnappte, um ihn ihren Welpen zu bringen. Die Hunde kamen ihr jedoch auf die Schliche, und als sie die nächsten Male auftauchte, um ihre Rechte auszuüben, verjagten sie sie und machten ihr klar, dass die Farm ihnen gehöre und das Hühnervolk in ihre Zuständigkeit falle.

Vor langer Zeit, ehe ich in die Ozarks zog, arbeitete ich einmal einen Frühling lang auf einem Forschungsgelände der Universität. Ich war jung und verliebt, und die meisten Tätigkeiten dort machten mir Spaß, aber das Projekt interessierte mich ohnehin. Drei ganz verschiedene Lebensräume waren zu untersuchen: ein Bergwald, eine Flussniederung und ein Stück Ödland. Meine Aufgabe bestand darin, einmal wöchentlich an jedem dieser Orte eine würfelförmige Erdprobe zu entnehmen, sie durchzusieben und ihre mit bloßem Auge sichtbaren Bewohner zu zählen und grob systematisch einzuordnen. Das Populationswachstum wurde in einer Graphik festgehalten. Die so entstehende Kurve, Sinnbild der fröhlichen, ständigen Erneuerung des Lebens, passte zum Wetter und zu meinem eigenen Pulsschlag.

Die Liebe von damals ist verstummt, und hier habe ich keine Erdproben entnommen, aber ich weiß, was sich dort unten abspielt: Millionen kleiner Wesen stoffwechseln munter drauflos und nutzen das Land. Ich wage gar nicht daran zu denken, was für Zahlen zusammenkämen, wenn ich mein Volkszählungsinstrumentarium durch eine Taschenlupe oder ein Mikroskop ergänzen würde. Dagegen kann ich andere Bewohner mit einem ernstzunehmenden

Rechtsanspruch sehr wohl zählen. In dem Waldstück bei meinem Haus stehen zwanzig Bienenstöcke, jeder mit rund sechzigtausend Bienen. Das macht zusammen eine Million zweihunderttausend Bienen, die hier herumfliegen und Anspruch auf alle Blumen im Umkreis von etwas über drei Kilometern erheben.

Nun sind da aber auch noch die Kupferkopfschlangen und ihre ganze Schlangenverwandtschaft, deretwegen man tunlichst in Stiefeln über die Wiesen geht. Wie soll ich sie zählen und ihre Ansprüche prüfen? Und dann die Schildkröten, die die Erdbeeren im Garten fressen, die Laubfrösche, denen der Teich gehört. Und was ist mit den Rechten von Waschbär, Stinktier und Hirsch? Was ist mit dem Rotluchsweibchen, das unter den Felsen am Fluss haust und meine Farm als einen winzigen Bruchteil seines Reviers betrachtet?

Mir wird ganz schwindlig, wenn ich mir auch nur vorzustellen versuche, ich müsste alle Lebewesen zählen, die hier zu Hause sind. Alle haben ja gewisse Ansprüche auf das Land, kaum weniger berechnigte, vielleicht sogar berechnigtere als ich.

Ein Stück die Straße hinauf ist ein menschlicher Streit um ein weniger glücklich gelegenes Stück Land im Gange. Es wird nicht wie meine Farm von zwei staatlich und damit umweltfreundlich verwalteten Arealen begrenzt und befindet sich mit allem, was es umgibt, in Privatbesitz. Einer der Eigentümer will es planieren und erschließen, und damit wird die Grenzfrage zu einer heiklen Angelegenheit. Es ist von einem teuren Gutachten die Rede, das Aufschluss darüber geben soll, wem was gehört. Dann werden ver-

mutlich Eckpunkte festgelegt und Linien gezogen, mit dem Nebeneffekt, dass ich vielleicht erfahren werde, ob meine Farm zweiundvierzig Hektar misst oder sechsunddreißig oder wie viel auch immer.

Die Indigofinken wird das nicht kümmern.



Ich lernte Paul kennen, als er sechzehn und ich fünfzehn war. Ein paar Jahre später waren wir verheiratet, und die Ehe funktionierte recht gut, solange wir Kinder waren und selbst ein Kind hatten. Aber wir wurden älter, der Sohn ging aus dem Haus, und die Ehe strukturierte unser Leben nicht mehr so wie früher. Trotzdem war Paul in all den Jahren der Mann meines Lebens. Es gab keinen anderen. Und als die Ehe beendet war, war es schwierig für mich, die emotionalen Trümmer zu sichten, die übrigblieben, nachdem das Gerüst einer dreißig Jahre währenden vertrauten Verbindung zusammengebrochen war.

Ich machte das Übliche durch: Ich konnte weder schlafen noch essen, ich redete fieberhaft mit Freunden und stürzte mich Hals über Kopf in eine zerstörerische Affäre mit einem Mann, der noch mehr Probleme hatte als ich. Er traf eine Reihe unsinniger Entscheidungen bezüglich meiner Imkerei und verpfuschte mir über einige Jahre mehr oder weniger mein Leben. Und sehr lange Zeit funktionierte auch mein Verstand nicht mehr. Wenn ich im Radio Nachrichten hörte, drang nichts davon zu mir durch. Meine Aufmerksamkeit ließ nach, sobald ich etwas anderes las als seichteste Unterhaltungsliteratur. Mein Gehirn drehte endlose, schmerzhaft Schleifen, und ich konnte mich weder

konzentrieren noch auch nur annähernd geordnet denken. Es war mir immer eine Freude gewesen, einen Verstand zu besitzen, und den vermisste ich nun über die Maßen. Drei Jahre lang war ich nicht ganz bei mir.

Ich grübelte über Struktur, Gerüst, Schema, System, Klassifikation und Ordnung nach und stieß auf eine Klassifikation, die sich Jorge Luis Borges ausgedacht hat:

Eine chinesische Enzyklopädie teilt die Tiere ein in:

- a) dem Kaiser gehörige*
- b) einbalsamierte*
- c) gezähmte*
- d) Spanferkel*
- e) Sirenen*
- f) Fabeltiere*
- g) streunende Hunde*
- h) in diese Einteilung aufgenommene*
- i) die sich wie toll gebärden*
- j) unzählbare*
- k) mit feinstem Kamelhaarpinsel gezeichnete*
- l) und so weiter*
- m) die den Wasserkrug zerbrochen haben*
- n) die von weitem wie Fliegen aussehen.*

Meine Freunde und ich lachten über die Liste, und das sagte mehr über uns und unser westlich-europäisches Denken aus, fanden wir, als über eine mutmaßliche orientalische Weltsicht. Wir glauben eine angemessenere Vorstellung davon zu haben, wie die Natur zu klassifizieren sei, und wenn Borges diese Vorstellung zerzaust, finden wir das

lustig. Dass ich mitlachen konnte, sagte mir, dass ich den Sinn für diese Ordnung noch nicht ganz verloren hatte, so unordentlich es in meinem Kopf damals auch aussehen mochte.

Mein Vater war Botaniker. In meiner Kindheit hielt er sich die Samstagnachmittage für mich frei, und oft wanderten wir dann durch den Wald und über Stock und Stein. Er nannte die Pflanzen, die wir fanden, bei ihren zweiteiligen lateinischen Namen und erklärte mir ihre Eigenarten. Die Namen waren zu schwierig für mich, aber ich begriff, dass Pflanzen Namen haben, die ihre verwandtschaftlichen Beziehungen beschreiben, und das fand ich schon mit sechs Jahren schön und interessant.

Nachdem ich also Borges' Liste gelesen hatte, wandte ich mich Linné zu. Welche Defizite der Mann als Wissenschaftler auch gehabt haben mag – er hat uns ein wunderbares Instrument zur Erfassung der Vielfalt in der Welt an die Hand gegeben. Das erste Wort in der von ihm geschaffenen binären Nomenklatur bezeichnet jeweils die Gattung und fasst verschiedene Pflanzen zusammen, die eine Reihe von Merkmalen gemeinsam haben; das zweite Wort definiert die Art oder Spezies, also Pflanzen, die einander so ähnlich sind, dass sie regelmäßig miteinander Nachkommen zeugen, die so aussehen wie sie selbst. Diese Struktur hilft uns verstehen und macht deutlich, wie sich Teile der Welt ineinanderfügen.

Ich kann kein Latein, doch als ich anfing zu botanisieren und die Pflanzen um mich herum bei ihren lateinischen Namen zu nennen, lenkte mich dieses geistreiche System von meiner eigenen Geistesarmut ab.

Commelina virginica, die altbekannte Tagblume, ist ein wucherndes Kraut, dessen blaue Blüten ungleiche Kelchblätter haben, zwei davon auffällig und gerundet, das dritte kaum erkennbar. Nachdem ich sie als jene besondere *Commelina* identifiziert hatte, die nach einem in Virginia gefundenen Exemplar benannt ist, las ich in einem meiner Handbücher – es stammte aus einer Zeit, als man noch nicht glaubte, langweilig sein zu müssen, um ernstgenommen zu werden – Folgendes:

Der wunderbare Linnaeus, der stets einen Scherz auf den Lippen hatte, nannte die Tagblumen nach den Brüdern Commelyn, drei niederländischen Botanikern, von denen zwei – die auffälligen blauen Blütenblätter – ihre Arbeiten veröffentlichten, während der dritte aus Mangel an Fleiß und Ehrgeiz so unscheinbar blieb wie das weißliche dritte Blütenblatt.

In den Wäldern wächst ein Baum mit glänzenden ovalen Blättern, die sich im Herbst, manchmal auch schon gegen Ende des Sommers, leuchtend rot färben. Im Juni trägt er kleine Dolden weißer Blüten, die bei Bienen sehr beliebt sind, später dann blaue Früchte, an denen sich Hüttensänger und Wanderdrosseln laben. Es ist ein Tupelobaum, hier in der Gegend auch *black-gum* oder *sour-gum* genannt. Aus meiner Kindheit in Michigan kenne ich ihn unter dem Namen *pepperidge*, sein botanischer Name lautet *Nyssa sylvatica*. Die Tupelobäume sind also in der Gattung *Nyssa* zusammengefasst, deren Name sich von den Nyseiden herleitet, den Nymphen des Berges Nysa, die das Kind Dio-

nysos aufzogen. *Sylvatica* bedeutet »aus dem Wald«. *Nyssa sylvatica*, ein wilder, ungezügelter Name. Im Alter oft hohl, dienten die Bäume den ersten amerikanischen Siedlern als Bienenstöcke. Sie sägten den Stamm in Stücke, versahen die Abschnitte mit einem Deckel und setzten die Bienenschwärme, die sie fanden, hinein. Noch heute werden Bienenstöcke manchmal *gums* genannt, eine unbewusste Reminiszenz an den volkstümlichen Namen des Baumes. Später wurden die hohlen Stämme auch als Rohre für den Transport von Salzwasser zu den Salinen von Syracuse benutzt. Diese Holzrohre ließen sich ohne Verwendung von Eisenbändern, die ja rosteten, miteinander verbinden.

Ich botanisierte wie wild in dieser schwierigen Zeit. Täglich lernte ich neue Pflanzen mit ihren lateinischen Namen kennen. Ich wanderte im Winter durch die Wälder – zu viel mehr war ich nicht zu gebrauchen – und untersuchte die Rinde kahler Bäume. Als im Frühling die Blumen aufblühten, nahm ich meine Pflanzenführer mit hinaus und trug Standort, Gestalt und Blütezeit der Pflanzen in ein dickes Notizbuch ein. Mein Gehirn war aus der Übung und völlig überlastet, so musste ich alles aufschreiben.

Eines Frühlingsnachmittags holte ich die Post aus dem Kasten, und als ich wieder in meiner Hütte war, hatte ich zwei schöne neue Blumen nachzuschlagen. Der Zug der Waldsänger hatte begonnen, und auf dem Rückweg beobachtete ich sie durch das Fernglas und entdeckte einen, den ich noch nie gesehen hatte. Die Sonne schien schräg durch das junge Laub, und die Luft duftete nach Später Traubenkirsche (*Prunus serotina*: *Prunus* – Pflaume, *serotina* – spät blühend), in deren Blüten meine Bienen emsig

werkelten. Ich blieb in dem Sonnenstreifen stehen und beobachtete sie. Die Welt schien sich, ohne dass ich es wahrgenommen hatte, wunderbar weitergedreht zu haben. Still und dankbar stellte ich fest, dass der Teil von mir, der irgendwoanders seinen Kummer und Schmerz genährt hatte, zurückgekehrt war. Ich war wieder bei mir.

Im Haus tat ich dann all die Dinge, die man tut, wenn man wieder bei sich ist. Ich räumte meinen Schreibtisch auf und beantwortete die Nachrichten, die andere mir hinterlassen hatten. Ich war lange Zeit fort gewesen, und so hatte ich einiges zu erledigen, ehe ich mich an die Arbeit machen konnte, die den Nachmittag meines Lebens bestimmen würde: Ich musste eine neue Ordnung schaffen, eine Struktur, mit der eine Frau von fünfzig ihr Leben allein meistern kann, im Frieden mit sich selbst und der Welt um sie herum.